Ein Schnaps.

Von Alex. v. Degen.

An einem stürmischen Spätabend im Februar des Jahres 1633 fuhr in schnellem Trabe ein Wägelchen auf der Straße von Kennewitz nach Leipzig zu. Mit oft wiederholtem „Hü“ und „Hott“ trieb der Kutscher das augenscheinlich ermüdete Pferd zur Eile an, während die beiden Insassen des Wagens eingeschlafen zu sein schienen, denn bei jeder heftigen Bewegung des Wagens auf dem holperigen Wege flogen die in weite Mäntel eingehüllten Gestalten bald gegen einander, bald beschrieb der eine oder andere eine kühne Schwenkung nach hinten, rechts oder links.

„Muß eine tüchtige Sitzung im Gasthof zu Kennewitz gewesen sein,“ murmelte der Kutscher, als einer der Herren einige unartikulirte Töne ausstieß, „der hochwohllöbliche Rath würde nette Gesichter machen, wenn er seine beiden würdigen Mitglieder und ersten Sprecher in dieser Verfassung sähe. Ja, ja, wenn ich, der alte Johann, reden wollte, mit dem Ansehen manches hochmögenden Herren wäre es für immer vorbei.“

Jetzt wurden die Lichter der Stadt sichtbar, Johann ließ das Pferd in Schritt fallen und hielt plötzlich an.

Hierdurch erwachte einer der Herren.

„Sind wir schon zu Hause, Johann?“

„Beinahe, Euer Gnaden, Herr Rathsherr, wir sind am Petersthore, dasselbe ist aber bereits geschlossen.“

„Gevatter Brandt,“ schrie der Rathsherr Weber und stieß seinen Genossen gar unsanft in die Seite, „wacht auf! denkt nur, das Stadtthor ist bereits geschlossen —“

Dieser dehnte sich behaglich. „Nun, was ist da weiter, so laßt es öffnen und bezahlt den üblichen Thorgroschen!“ gähnte er.

„Nie und nimmer,“ rief Weber ängstlich, „werde ich bei dem Pförtner passiren. Denkt, daß nach der neuen Verfügung des Raths jeder Einpassirende namentlich eingeschrieben werden muß und sein Name dem Kollegium bekannt gemacht wird. Es wäre mir nicht angenehm, wenn man am Rathstische erführe, daß ich um diese Zeit noch außerhalb der Stadt gewesen, zudem würden unsere Gesichter dem alten schlauen Pförtner Mathias sofort verrathen, woher wir des Weges kämen und morgen es die Spatzen auf den Dächern pfeifen.“

Brand lächelte ingrimmig. „Wir verdanken ja diese Einrichtung hauptsächlich Eurem Rath, Gevatter, da Ihr meintet, daß wir bei einer Beschwerde gegen den Kommandanten bei des Kurfürsten Gnaden alsdann Alles Schwarz auf Weiß hätten.

„Hatte ich nicht Recht? Haben wir mit dem vorigen Kommandanten nicht auf bestem Fuße gestanden?“ rief Weber erregt und blickte sehnsüchtig nach dem verschlossenen Thore herüber, „aber der Oberstlieutenant von Hopfgarten schädigt unsere Thorgelder-Einnahme, indem er nach Schluß der Stadtthore die Bürger und wer sonst Einlaß begehrt, durch die Pleissenburg einpassiren läßt.“

„Das weiß ich Alles,“ lachte Brandt, „aber heute Abend müssen wir ebenfalls von dieser Verordnung des Kommandanten Gebrauch machen.“

„Nimmermehr!“ seufzte Weber.

„So wollt Ihr Euren Namen im Rathe genannt haben, Gevatter? Bedenkt, die Passage durch die Pleissenburg ist so unangenehm nicht, denn erstens fragt dort Niemand, wer wir sind, und zweitens erhalten wir für den üblichen Thorgroschen auch noch einen Schnaps!“

„Es ist entsetzlich, auf diese Weise der Lüderlichkeit Vorschub zu leisten!“ schalt Weber.

„Ei, ei, Gevatter, warum wollen wir Beide gerade heute Abend von Lüderlichkeit reden? Schnell entschließt Euch, steigt aus und laßt uns an der Pleissenburg Einlaß begehren.“

Nach kurzem Zögern folgte der Rath Weber seinem voranschreitenden Freunde.

„Wenn wir nur den Junker von Baldern nicht treffen!“ stöhnte Weber, neben Brandt durch den fußhohen Schnee watend.

„Habt keine Sorge, der Junker wird um diese Zeit nicht mehr im Dienst sein, außerdem wird er Euch schwerlich in dem weiten Mantel erkennen.

„Wollen es hoffen, denn wenn der uns sieht, ist es schlimmer, als wenn der Pförtner uns erblickt hätte; von dem Junker ist keine Schonung zu erwarten, wir würden obendrein noch den Spott unseres ärgsten Feindes, des Kommandanten, zu ertragen haben.“

„O, der Junker ist doch so ein netter, liebenswürdiger Herr, wenn wir ihn bäten —“

„Niemals, sage ich Euch, Gevatter; nach dem was heute zwischen ihm und mir vorgefallen, würde er uns rücksichtslos dem Gespötte preisgeben.“

„So, was ist denn geschehen? Hat er wieder um Eure einzige blonde Elsbeth angehalten?“

„Und ich habe ihm mein Haus verboten!“

„Aber was habt Ihr gegen den Junker, er ist einer der beliebtesten Offiziere in der Stadt, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle.“

Weber lachte höhnisch. „Meint Ihr, Gevatter? Nein, niemals, ich wiederhole es, niemals soll mein Kind einen Soldaten heirathen, am wenigsten einen von jenem Kriegsvolk aus der Pleissenburg, an deren Spitze der Feind des wohllöblichen Rathes steht, der uns auf alle Arten chikanirt und plackt, gleich als sei er in Feindesland. Dazu habe ich auch nicht mein Vermögen erworben, daß ein so hergelaufener armer Teufel es erheirathen soll, um es zu vergeuden.“

Sie waren an das Thor der Pleissenburg gelangt, Brandt zog die Glocke, indessen Weber seinen Schlapphut tiefer in die Stirne zog.

Im Innern des Thores vernahm man Schritte, Schlüssel klirrten und gleich darauf öffnete sich knarrend eine kleine Einlaßpforte.

„Zur Wache, den Thorgroschen bezahlen!“ befahl der Schließende.

Nachdem sie denselben erlegt, präsentirte ihnen der Unteroffizier der Wache galant einen Schnaps.

„Das mundet nach der kalten Fahrt!“ schmunzelte Weber, das geleerte, einfache Kümmelglas mit Dank zurückreichend.

„Und ob!“ meinte Brandt, „gar keine so üble Einrichtung von Eurem Obristlieutenant,“ und wandte sich an den Unteroffizier.

„Das will ich meinen!“ rief eine helle Stimme und gleichzeitig trat mit verbindlichem Gruße der Lieutenant von Baldern auf die verblüfft dreinschauenden Rathsherren zu. „Ich sehe,“ fuhr der Junker mit leichtem Lächeln fort, „die Sache findet in der Stadt immer mehr Beifall, wenn schon die hochmögenden Herren des Raths von unserer Gastfreundschaft Gebrauch machen.“

Weber hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. Er, der am lautesten in den Rathssitzungen gegen diese Einrichtung des Kommandanten protestirt, wurde hier bei einem Kasernenschnaps als Nachtschwärmer von dem Manne betroffen, den er heute Mittag auf das Tiefste gekränkt, dem er mit den Worten: „Vor allen Dingen will ich mit rohen Soldaten, die den hochlöblichen Leipziger Rath in seinen Einnahmen wie Feinde schädigen, Nichts zu thun haben,“ sein Haus verboten hatte. Beschämt ließ er die Augen sinken, während Brandt leise hüstelte.

Der Junker bemerkte wohl die Verlegenheit seiner unfreiwilligen, rathsherrlichen Gäste.

„Darf ich die hochmögenden Herren jetzt nach dem Burgthore geleiten?“ fragte er verbindlich.

Der Schließende ging vorauf, der Junker folgte mit den Rathsherren über den stillen Schloßhof, der so friedlich vom Monde beschienen wurde.

„Ein Wort, Herr Junker!“ bat Weber leise, an die Seite desselben tretend, „verrathet uns nicht, wir wären blamirt vor dem ganzen Kollegium.“

„Ohne Sorge, Herr Rathsherr, wir führen kein Buch mit Namen über die Einpassirenden. Wer Einlaß begehrt, bezahlt seinen Thorgroschen und erhält einen Schnaps, den Jeder aber trinken muß. Diese Bedingung habt Ihr erfüllt, im Uebrigen frägt Niemand darnach, wer Ihr seid. Zudem,“ fuhr er leiser fort, „glaubt Ihr, ich würde dies Abenteuer des Vaters meiner Elsbeth aller Welt erzählen? Da kennt Ihr den Junker Arnold von Baldern schlecht!“

Der Rathsherr war stehen geblieben, der Schließende und Gevatter Brandt befanden sich bereits im Thore, Niemand außer dem Lieutenant vermochte ihn zu hören.

„Herr Junker, Ihr seid ein edler Mann. Ihr habt an mir gehandelt, wie ich es Euch gegenüber nicht verdient. Ich wies Euch in der Halsstarrigkeit meines Herzens ab, kommt morgen, wenn Euer Dienst beendet, zu mir.“

Das Thor schloß sich knarrend hinter den der Stadt zueilenden Rathsherren. Arnold faltete die Hände, blickte zu dem klaren Himmel empor und über seine Lippen kam ein „Herr Gott, ich danke Dir!“

* * *

Nachdem zwei Tage darauf durch ein kurfürstliches Dekret das Einlassen von Passanten mit obligatem Schnapse auf Vorstellung des Rathes abgeschafft worden war, fand Mitte März im Hause des Rathsherrn Weber die glänzende Hochzeit Elsbeth's mit Arnold von Baldern statt, auch der Obristlieutenant und gestrenge Kommandant war auf derselben, er hatte sich mit den Rathsherren feierlich ausgesöhnt.

Als feine Weine und Liqueure zum Nachtisch herumgereicht wurden, reichte der Gastgeber mit schalkhaftem Lächeln dem Kommandanten ein einfaches Schnapsglas. Etwas verwundert leerte dieser es und rief:

„Das ist ja der Kümmel, den ich den Passanten der Pleissenburg reichen ließ!“

„Und auch das Glas, ich erstand es zum Andenken, denn jener Abend, als ich es das erste Mal auf Kommando leeren mußte, hat mich zum glücklichsten Vater gemacht.“

Er beichtete dem Kommandanten.

„So hat also meine Ordre doch ihr Gutes gehabt?“ lachte dieser zum Schluß, „aber es bleibt unter uns, Herr Rathsherr.“

Noch manches Jährchen trank dieser aus dem einfachen Gläschen den ihm liebgewordenen Kasernenkümmel, wie das Destillat in der Familie genannt wurde, und als er die Augen für immer schloß, fand das Gläschen als theures Andenken seinen Platz in dem hübschen Glasschrank der glücklichen Else von Baldern.

Blücher in London.

In einer kürzlich veröffentlichten Geschichte des St. James-Palastes, „Memorial of St. James Palace“ (von E. Sheppard, 2 Bände, London, Longmant), finden wir ausführliche Mittheilungen über Blücher's Aufenthalt in diesem englischen Königsschloß im Sommer des Jahres 1814. Der Feldmarschall befand sich im Gefolge Friedrich Wilhelm's III., der damals mit Kaiser Alexander I. dem englischen Hofe einen Besuch abstattete.

Die Begeisterung aller Klassen der Bevölkerung Londons für den greisen preußischen Feldherrn kannte keine Grenzen und äußerte sich auf die verschiedenste Weise. Die Zimmer, die er im St. James-Palaste bewohnte, lagen nach dem sogenannten Küchenhof hinaus, der Tag für Tag, vom frühen Morgen bis zum späten Abend von einer dichten Menge gefüllt war, die mit der größten Spannung den Augenblick erwartete, da der Held des Tages sich am Fenster zeigen würde. Blücher zeigte sich gegen die Bewunderung seiner zahlreichen britischen Verehrer und Verehrerinnen auch keineswegs unzugänglich; oft saß er längere Zeit, eine Pfeife rauchend, an einem Fenster des ersten Stockwerkes, um mit freundlichem Zunicken die unaufhörlichen Huldigungen dankend entgegenzunehmen. Wenn er ausfuhr, folgte seinem Wagen beständig eine große Menschenschaar mit dem lautesten Jubel, und wer bei solchen Gelegenheiten einen Händedruck von ihm erhielt, galt als ein beneidenswerther Sterblicher.

Am anschaulichsten schildert der Brief eines Augenzeugen, der in dem vorliegenden Werke abgedruckt ist, die unbegrenzte Bewunderung, deren Gegenstand Blücher war, während er als Gast am englischen Hofe weilte. Das für deutsche Leser doppelt fesselnde Schreiben lautet: „London befindet sich in höchster Erregung. Zwei Millionen Leute laufen umher, als ob sie nur noch halb bei Sinnen wären. England hat Aehnliches nie erlebt; seitdem der Kaiser, der König, die Prinzen und die Feldherren, welche Europa von ihrem Bedrücker befreit haben, hier eingetroffen sind, scheint Großbritannien wild geworden zu sein. Und nun, da unsere deutschen Helden auf englischem Boden sind, ist Blücher die Seele Londons, der Abgott Englands. Glücklicher alter Mann! Die Huldigungen, die man ihm hier darbringt, scheinen ihm Vergnügen zu bereiten; möge sein Silberhaar noch lange den Lorbeerkranz tragen, der sein ehrwürdiges Haupt schmückt. Der Ruhm seiner Thaten in Frankreich ging ihm voraus, als er persönlich in London erschien, und jetzt hört man nichts als: „Blücher! — Blücher! — Blücher!“ durch die Straßen der gewaltigen Hauptstadt dieses Reiches der Freiheit erschallen.

Der Küchenhof des königlichen Palastes, wo Blücher seine Wohnung hatte, war der Brennpunkt Londons, so daß der Eingang zu demselben fast beständig gesperrt war. Mit dem preußischen Gesandten drängte ich mich eines Tages zu sehr früher Morgenstunde (denn die Engländer standen früh auf und gingen spät zu Bett, um Blücher zu sehen) durch die Menge. Gerade als ich an der Schildwache vorbeiging, wendete sich eine hübsche junge Dame an mich mit den Worten: „Ich bitte Sie, mein lieber Herr, lassen Sie mich mit Ihnen hineingehen, ich muß ihn sehen.“ Eine solche Bitte konnte ich nicht abschlagen, und nachdem sie an meiner Seite durch die Thür in die Vorhalle eingetreten war, ließ ich sie dort voller Erwartung zurück. Sie war in der Blüthe der Jugend und ein Bild der Unschuld. Als ich zu ihr zurückkehrte, fragte sie mich mit Spannung: „Darf ich ihn sehen?“ worauf ich ihr erwiderte: „Ja, mein Fräulein, und ich zweifle nicht, daß die größte Freude auf Seiten Blücher's sein wird, wenn Sie ihm gegenübertreten.“ So war es auch in der That. Der alter Krieger erhob sich bei ihrem Anblick rasch von seinem Sitz, um diesem lieblichen Mädchen die Hand zu schütteln, und während er sie mit wahrem Entzücken begrüßte, sagte er: „Das ist die schönste Anerkennung, die ich in England finden kann.“

Ich bin sonst nicht gerade aufdringlich, bedaure aber doch in hohem Grade, daß ich dem Feldmarschall nicht eher meine Aufwartung machte, weil jeder Tag, ja jede Stunde in Bezug auf seine Person irgend einen interessanten Umstand darbietet, der es wohl werth ist, berichtet zu werden. Die Menschenliebe ist der Prüfstein seiner Empfindungen, und die Theilnahme, mit der er allen kummervollen Erzählungen zuhörte, läßt es begreiflich erscheinen, daß man seine Großmuth mit Bittschriften aller Art bestürmte.

Alle Welt glaubte einen Anspruch auf Blücher zu haben, aber besonders das schöne Geschlecht, und ein alter Soldat von siebzig Jahren schien allen englischen Damen die Köpfe verdreht zu haben. Es wurde bei den Frauen der höheren Gesellschaftsklassen eine förmliche Mode, ihm die Hand zu schütteln und seinen Schnurbart zu küssen. Da aber weder der Feldmarschall, noch seine Adjutanten der englischen Sprache mächtig sind, so mußte ich wegen meiner genauen Bekanntschaft mit einem der Letzteren oft als Dolmetscher dienen, wobei ich Zeuge vieler außerordentlicher Vorfälle war und auch häufig die angenehme Beobachtung machen konnte, daß, wenn erst einmal die Herzen englischer Frauen und Mädchen bis auf den Grund durchbebt sind, sie sich zum höchsten Grade menschlicher Empfindsamkeit erheben.

Die Urtheile der englischen Zeitgenossen über Blücher's gesellschaftliches Auftreten lauten verschieden. Während Diejenigen, welche nur oberflächlich mit ihm in Berührung kamen, ihn mit seinen rauhen soldatischen Manieren für einen „ungeschliffenen Diamanten“ hielten, sprachen sich Andere, die ihm näher getreten waren, günstiger in dieser Hinsicht über ihn aus. So liest man in den Erinnerungen eines der Letzteren (Brownlow, Erinnerungen eines Siebzigjährigen): „Man glaubte ziemlich allgemein in England, daß der „alte Blücher,“ wie er genannt wurde, ein „ungeschliffener Gesell“ sei, aber in Wirklichkeit war er das keineswegs. Wenigstens inmitten seiner Freunde zeigte er sich als ein Mann von vornehmer Bildung, mit einer wohlthuenden Zuthat von Herzlichkeit. In seiner Jugend muß er auch ein schöner Mann gewesen sein; seine Hände waren von aristokratischer Form, seine Ohren klein und sanft gebogen.“

Schönster Reichthum.

Während der Anwesenheit der siegreichen Franzosen in Weimar ward eine starke Kontribution ausgeschrieben, deren Last Manche besonders drückend zu empfinden hatten. Auch die Frau v. C., die verwittwete Gattin eines sehr vermögenden Bankiers, die sich seit mehreren Jahren Heimathsrecht in Ilm-Athen erworben, blieb nicht verschont. Gerne bereit, jedes Opfer innerhalb gegebener Grenzen zu bringen, legte sie indeß Verwahrung gegen eine allzuharte Belastung ein, und diese Weigerung war es, die einige einflußreiche Gegner der ebenso gebildeten als noch anmuthigen Frau veranlaßten, den kurzen Aufenthalt des Kaisers Napoleon in Weimar zu benutzen, um den Imperator gegen Frau v. C. einzunehmen. Die Dame war Napoleon natürlich unbekannt, und er äußerte den Befehl bei einer Hoffestlichkeit, die nothgedrungen von der zurückgebliebenen Herzogin Amalia dem Bezwinger ihres Vaterlandes zu Ehren veranstaltet ward, Frau v. C. in seine Nähe zu bringen, um ihr gebührend „den Kopf zu waschen“, wie er sich in seiner oft wenig gewählten Sprache ausdrückte.

Der Abend kam und die ahnungslose Frau v. C. ward zur Vorstellung vor Napoleon geführt. Der Kaiser richtete das Auge mit jener Schärfe auf die sich verneigende Frau, die mehr als einen Fürsten zum Zittern gebracht, aber Frau v. C. verlor nicht einen Augenblick ihre würdige Haltung.

„Man hat mir von Ihnen berichtet, Madame,“ nahm der neue Cäsar das Wort; „Sie sind reich, sagt man — nicht wahr, sehr reich?“

Man ahnte eine Katastrophe, Todtenstille herrschte im weiten Saal, jedes Auge hing an den Lippen der herausgeforderten Dame. Kein Zug hatte sich in dem feinen Antlitz derselben bei den schroff hervorgestoßenen Worten des Kaisers verändert; es war, als ob sich ihre Gestalt höher aufrichte, und ihr Blick heller strahle, als sie mit lauter, fast freudiger Stimme erwiderte: „Ja, Sire, ich bin sehr reich, Gott schenkte mir sechs blühende Kinder und verleiht mir die Hoffnung, daß sie dereinst zu guten Menschen gedeihen.“

Napoleon erhob sich von seinem vergoldeten Sessel, und indem er Frau v. C. seine Hand reichte, sagte er: „Sie sind eine brave Frau, mögen Sie sich dieses schönsten Reichthums noch lange erfreuen.“

Verbesserung des Leuchtgases.

Hellsichtig ist die Menschheit im Laufe dieses Jahrhunderts zwar noch immer nicht geworden, wohl aber hellsüchtig. Mit dem alten Leuchtgas ist sie nicht mehr zufrieden. „Mehr Licht!“ ruft's von allen Seiten, und da das elektrische Licht doch immer noch recht kostspielig ist, so versucht man's immer von neuem, dem alten Leuchtgas nach Kräften aufzuhelfen. Seit langer Zeit aber hilft man sich über die geringe Leuchtkraft desjenigen Gases, das man aus unseren gewöhnlichen Steinkohlen gewinnt, dadurch hinweg, daß man diesen Kohlen in geeigneter Menge bessere Kohlen beimengt, sog. Cannel-Kohlen, die ein wesentlich leuchtkräftigeres Gas liefern. Dann versucht man das Gas mit heller brennenden Kohlenwasserstoffen dadurch zu versetzen, daß man es durch Naphtha, Petroleumäther, Benzol oder dergl. hindurchleitete und es mit den Dämpfen dieser leicht flüchtigen Kohlenstoffverbindungen belud; Carburirung des Gases hat man das genannt. Daneben kamen die Regenerativbrenner auf, bei denen das Gas und die zu seiner Verbrennung erforderliche Luft vorgewärmt werden. Augenblicklich beherrscht das Gasglühlicht siegreich das Feld. Vor Kurzem sind als neuestes Glied in dieser Entwicklung die Hoffnungen hervorgetreten, die man an die leichte Herstellung des sehr leuchtkräftigen Acetylens aus dem Carbid knüpft. Jetzt hört man aus England von Versuchen, die einen neuen Concurrenten in's Feld führen, das Oxy-Oelgas. Das gewöhnliche, aus Erd- oder Mineralölen gewonnene Fett- oder Oelgas ist in Deutschland durch seine von Pintsch eingeführte Verwendung zur Beleuchtung der Eisenbahnwagen allgemein bekannt. Die Oelgase sind wesentlich leuchtkräftiger als das Steinkohlengas. Das Oxy-Oelgas ist ein mit Sauerstoff präparirtes Oelgas, durch dessen Sauerstoffgehalt man eine weitere Steigerung der Leuchtkraft beabsichtigt. Es soll besonders zur Aufbesserung des Steinkohlengases gut verwendbar sein, da es sich leicht und billig aus billigem Rohmaterial herstellen lassen soll. In letzterem Punkte dürfte es dann wohl dem Acetylen überlegen sein.

Der Einbaum aus dem Salzigen See.

In der letzten Sitzung des Mansfelder Geschichts- und Alterthumsvereins zu Eisleben berichtete der Vorsitzende Professor Dr. Größler über den am 14. Dezember v. J. im Salzigen See gefundenen Einbaum. Im Schlamme des Salzigen Sees stieß man bei der Pumpstation am Flegelsberge auf den Einbaum, der jetzt im Besitze des Vereins ist, der ihn vom Geheimrath Leuschner zum Geschenk erhalten hat. Der Kahn lag in einer Tiefe von 2½ Metern; er war bedeckt von zähem, grauem Thonschlamm und ist fast ganz unversehrt. Aeußerst kunstfertig ist er aus einem Rothbuchenstamme gearbeitet, hauptsächlich mit Hilfe des Beiles, doch auch mit Hilfe des Feuers. Seine Länge beträgt 6,20 Meter, seine Breite im Lichten (dem Durchmesser des Baumes entsprechend) hinten 0,63 Meter, vorn 0,50 Meter; die obere Oeffnung des Kahnes ist natürlich schmäler. Im Hintertheil ist ein Sitzplatz ausgearbeitet. Der Hohlraum selbst ist, nicht ganz in der Mitte, durch eine Querwand getheilt, die nicht etwa eingesetzt, sondern aus dem Stamme selbst stehen gelassen ist. Sie diente als Sitzbank und verlieh zugleich dem Ganzen größere Festigkeit gegen Außendruck. Die Seitenwände sind oben nur 1½ Centimeter stark, sie nehmen nach unten an Stärke nur wenig zu; der Fußboden zeigt eine Dicke von 5—9 Centimeter. Das Alter des Einbaums ist auf mindestens 2000 Jahre zu schätzen.

Eingegangen.

Im Coupee von München nach Innsbruck saß ein Herr, der zum Aerger der Mitreisenden zwanzig, in Zeitungspapier gewickelte Packete mit sich führte. Durch die heftigen Bewegungen des Zuges fielen nach und nach sämmtliche Packete aus dem Tragnetze zerplatzend auf die Passagiere, und war dann stets der Betreffende mit Hemdkrägen oder Strümpfen überschüttet. Das trug schließlich so zur Erheiterung der Reisegesellschaft bei, daß man sich dieses kleine Malheur schon gefallen ließ, zumal wenn sich dann Herr Brumschke aus Dresden — so hatte er sich vorgestellt — im reinsten und höflichsten Sächsisch „dausendmal endschuldichte“. Ueberdies mußte Herr Brumschke, da das zerrissene Zeitungspapier zum Verpacken unbrauchbar geworden, die verschiedenen Toilettgegenstände in seinen Kleidertaschen unterbringen. —

Als auf der Zollgrenze den Reisenden in der Revisionshalle das Gepäck untersucht wurde, fragte der Beamte Herrn Brumschke, der seinen großen Koffer vor sich hatte, ob er Zollpflichtiges anzugeben habe.

„Ne, mein Gutester, ich habe Sie Nischt — mein Koffer ist Sie nämlich ganz leer!“

Das war dem Beamten verdächtig — er verlangte den Koffer geöffnet zu sehen. — Wahrhaftig! Der Koffer war leer. — Ah! sehr verdächtig. „Nun, was haben Sie denn da?“ fragte er weiter, die vollgepropften Kleidertaschen Brumschke's musternd.

„Ach, heeren Sie, das ist nichts Zollpflichtiges — das ist Sie nämlich meine Wäsche!“ Dabei zog Brumschke einen baumwollenen grauen, mit roth gestopften Socken aus der Tasche.

„Aber, zum Teufel, weßhalb fahren Sie denn mit einem leeren Koffer?“

„Nu eben — den Koffer habe ich ganz nei in Dresden gekauft; er wiegt gerade 15 Kilo; weil man nun aber nur 15 Kilo Freigepäck hat, wollte ich die Ueberfracht nicht zahlen und habe ihn leer mitgenommen!“

„Dann muß der Koffer verzollt werden!.. Neue Lederwaaren, Tarif XVI, 15 Kilo — macht 5 Gulden 60 Kreuzer!“

Spitzname französischer Truppentheile.

Noch mehr als im deutschen Heere ist es in der französischen Armee Sitte, einzelne Truppentheile mit Spitznamen zu belegen; besonders in dem afrikanischen Heerestheil blieb keine Truppe davon verschont. In der „Dep. Alg.“ giebt Aumerat folgende Proben zum Besten:

Der Name „Schakals“ für die Zuaven ist noch allgemein bekannt. Der Name „Spargel“ für das 13. Regiment rührt daher, weil dessen Soldaten als sie in Algier ausgeschafft wurden und die ersten Aloes sahen, ausriefen: Gott, was für Spargel! „Keine Freunde“ heißen das 62. und 63. Regiment, weil eine Schildwache auf den Anruf: „Wer da!“ und die Antwort: „Freunde!“ losgeschossen und gerufen hatte: „Hier giebts's keine Freunde!“ „Reis-Brotsalz“ heißen die Verwaltungsoffiziere, „vierrädrige Husaren“ die Trainsoldaten, welche ihren Maulthieren Namen wie „Margaret von Burgund“, „Johanna von Neapel“, „Lafayette“ u. s. w. beilegten (weil sie diesen ähnlich sähen!), oder sie „Genrale“ und „Minister“ nannten, weil ihnen „die Staats-Angelegenheiten aufgebürdet“ würden.

"Wer sind Sie?"

Das Königshaus der Niederlande, besonders der verstorbene König selbst, hatte viele Besitzungen im Auslande, u. a. auch einen kleinen Landbesitz in der Gegend von Bromberg. Unter den Kossäthen des Gutes war ein Einlieger Kaczmarek, der seine Pacht so unregelmäßig zahlte, daß der Verwalter des Herrenbesitzes sich schließlich genöthigt sah, die Exmissionsklage anzustrengen. Am Terminstage, so erzählt der bekannte Berliner Rechtsanwalt Fritz Friedman, ruft der Gerichtsdiener laut schallend auf dem Korridor die Namen der Parteien auf: „König der Niederlande wider den Einlieger Kaczmarek.“ Ein altes zerlumptes Männchen betritt das Gerichtszimmer. Der Richter erhebt sich und fragt: „Wer sind Sie? Sind Sie der König der Niederlande oder der Einlieger Kaczmarek?“

Undank ist der Welt Lohn.

Der Blume gieb Licht,
Der Blume gieb Luft;
Sie wird es dir danken
Mit Blüthe und Duft.

Dem Stein, dem gieb Fassung,
Schliff gieb dem Stein;
Er wird es dir danken
Mit Schimmer und Schein.

Dem Menschen gieb Alles,
Dein Leben und Sein!
Der Mensch ist nie dankbar —
Wie Blume und Stein!

M. Schütze.

Mißverstanden.

Arzt: „Der Puls schlägt matt. Sie gefallen mir heute weniger, gnädige Frau.“

Dame (schmollend): „Wie galant, Herr Doktor!“

Auch ein Citat.

A.: „Womit hast Du Dich beschäftigt, als Du gestern Abend nach Hause kamst, junger Ehemann?“

B. (welcher eine Woche vorher sein erstes Kind bekommen hat): „Ich kam, sah und wiegte!“

Aus dem „Samariter“-Examen.

„Herr Examinand, was würden Sie zunächst thun, wenn Sie auf der Straße einen bewußt- und leblos daliegenden Menschen fänden?“

„Ich würde ihn zunächst fragen, wie es ihm geht!“

Anzüglich.

Junge Frau (zum Hausmädchen): „Helene, ich kann heute nicht aufstehen, ich habe wieder so entsetzliche Kopfschmerzen.“

Hausmädchen (mitleidig): „Mein Gott, gnädige Frau, daß Ihnen auch der dumme Kopf so oft weh thun muß!“

Gegen den Schnupfen.

„Doctor, ich habe einen abscheulichen Schnupfen, was soll ich dagegen nehmen?“

„Mehrere Schnupftücher.“

Auf Umwegen.

A.: „Blacks hat sich eine Sprechmaschine angeschafft!“

B.: „Einen Phonographen?“

A.: „Nein, eine Frau.“

Es geht ihm gut.

A.: „Nun, und wie verbringt unser alter Freund, der Colonel, den Abend seines Lebens?“

B.: „O, gut, sehr gut. Er hat eine schöne Farm, Sir, und ein paar prächtige Pferde, Sir. Und einen Barrel von Whiskey, sechzehn Jahre alt, und eine Frau von demselben Alter.“ Sir.

Ein Glücklicher.

Resl: „Schaug', der Gruberhies ko jetzt heirathen. Dem ham d' Wilderer naufgeschossen, jetzt ist er befördert wor'n!“

Seppl: „Ja, a solchets Glück hat halt nöt jeder.“

Frech.

Professor: „Was ist das für ein Thier, das da in der Suppe schwimmt?“

Kellner: „Das müssen Sie als Professor der Zoologie doch besser wissen wie ich!“

Vom Regen in die Traufe.

Professor: „Sie sind heute wieder in der Kneipe gesehen worden, Müller. Wissen Sie nicht, daß Ihnen das verboten ist?“

Gymnasiast Müller: „Gewiß, Herr Professor. Ich wollte ja nur meinen Regenschirm holen, den ich gestern stehen ließ!“

Die beiden Sonntagsreiter.

A.: „Gestern bin ich mit einem Freunde zum zoologischen Garten hinausgeritten!“

B.: „Ich habe schon gehört, Ihr seid aber beide vom Gaul gefallen!“

A.: „Ja.... ich aber erst auf dem Rückwege!“

Im Dollarlande.

„Wie kam denn der Polizist Malligan zu der silbernen Verdienstmedaille?“

„Für seinen im Dienst bewiesenen Heldenmuth.“

„Heldenmuth?! Was hat er denn gethan?“

„Er ist bei drei italienischen Fruchthändlern vorbeigegangen, ohne sich etwas von ihrem Stand zu nehmen.“

Schwer zu machen.

Photograph (zum aufzunehmenden Clienten): „Das Gesicht ernst, wenn ich bitten darf — im Uebrigen aber heiter!“

Aus dem juristischen Examen.

Examinator: „Herr Kandidat Meier nannte eben den Schwabenspiegel. Herr Müller, ist Ihnen ein anderes Rechtsbuch gleicher Bedeutung bekannt?“

Müller: „Nein.“

Examinator: „Besinnen Sie sich nur; es wird Ihnen am ähnlichen Klang der Name einfallen. Das eine heißt der Schwabenspiegel und das andere —“

Müller (freudig): „Der Eulenspiegel.“

Unnöthig.

A.: „Ich begreife nicht, weshalb Sie gar nie auf's Land gehen wollen! Mich treibt es mit Gewalt hinaus — wenn auch nur, um einmal andere Gesichter zu sehen!“

B.: „O, dafür sorgt schon meine Frau — die hat beinahe jeden Tag ein anderes Dienstmädchen!“

Jung-Amerika.

Mama: „Schau einmal her, Charlie, was Dir Mama für ein Paar schöne Hosen kaufen will!“

Charlie: „Schön?! Ich möcht' wirklich wissen, was da schönes dran ist? Nicht 'mal eine Pistolentasche ist drin!“

Ausrede.

Professorin: „Aber, Eduard, Du hast ja eben unser Stubenmädchen geküßt!“

Professor: „Ach — da muß ich mich — verküßt haben!“

Unerwartete Wirkung.

Gast (nachdem er die Hotelrechnung geprüft, zum Kellner): „Das sind aber doch erstaunlich hohe Preise! Lassen Sie die Rechnung nochmals durchsehen!“

Kurz darauf erhält der Gast die Rechnung zurück mit der schriftlichen Bemerkung: „Alles richtig. Für Revision der Rechnung 3 Mark.“